

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von in der Regel zwei Bogen in Um Schlag. —

Preis des ganzen Jahrgangs von 52 Nummern 8 Thlr. Abonnement nehmen alle Postämter, Kunst- und Buchhandlungen an.

Abend.



Zeitung.

Siebenunddreißigster Jahrgang.

Neue Folge.

Dritter Jahrgang.



No. 16.

Donnerstag am 13. October.

1853.

H ö l t y.\*)

Novelle

von

Adolf Stern.

Rosen auf den Weg gestreut  
Und des Harms vergessen,  
Eine kurze Spanne Zeit  
Ward uns zugemessen!

H ö l t y.

1.

„Endlich fertig!“ rief ein hoher kräftiger Jüngling einem andern, dessen krankhaftes Aussehen seltsam mit seinem frischen, gesunden contrastirte, zu. „Du hast mir Noth gemacht, Hölty! Hier! Bürste doch die Haare von dem Flaus!“

Gelassen nahm der blasse Hölty die Bürste aus der Hand seines eifernden Freundes und fuhr damit in verschiedenen Richtungen an seinem unscheinbaren Oberkleide, welches in der That ein sogenannter Blauerock war, auf und ab.

„Was giebst nur eigentlich, Freund Boß?“

\*) Aus dem noch ungedruckten „Dicht- u. Novellen“ des Verfassers.

fragte er dabei. „Wollt ihr etwa einen neuen Hainbund stiften?“

Der Gefragte drohte lächelnd und antwortete: „daß Du so vergesslich bist. Weißt Du nicht, welchen Ehrentag wir heute begehen?“

„Nein, wahrlich nicht, lieber Freund! Ein hoher muß es sein, — denn sonst würdet ihr euren armen Hölty nicht so herausgeputzt haben. Ich komme mir wie ein andrer vor.“

„Klopstocks Geburtstag feiern wir!“ rief Boß mit einer Löwenstimme und blickte fast zürnend den zerstreuten Freund an. „Das ist doch wohl der Feierkleider werth?“

„Allerdings!“ gestand Hölty zu, sein Abtätigungsgeschäft beschleunigend. „Wohin nun?“

„Auf Hahns Stube kommen wir zusammen! Das ist die größte. Es giebt ein Doppelfest!“

Rasch stürmten die beiden durch das kurze „Stück Göttingen“, welches sie vom Orte des beabsichtigten Festes trennte, — im schnellen Laufe gesellte sich ein dritter Musenjünger zu ihnen: „haltet noch einen Augenblick, Brüder! Ich bin ganz erschöpft, ich war erst noch bei unsrer Bundesreide, ich bin für heute zum Vorleser ernannt.“



da mußt ich mich doch würdig vorbereiten! Die Stolbergs kommen gleich nach!"

Wirklich erschienen die beiden Grafen von Stolberg an dem Eingang des Hauses, in welchem Hahn, ebenfalls ein Genosse des Göttinger Hainbundes, wohnte. Ihre Gesichter glühten wie die Bofens, Gramers und Hölty's. Der letztere betrachtete zwar die patriotischen Aristokraten, welche den stürmischen Bof umarmten, mit einigem Lächeln, drückte ihnen aber doch die Hände und sagte: „also Klopstocks Geburtstagsfeier gilt es? Nun, da muß es hoch hergehen!"

„Soll es auch! Soll es auch!“ rief Fritz Stolberg „bei Wodan und Tuisko! giebt's für uns noch einen schönen Tag!"

„Gewiß nicht!“ stimmten Bof und Gramer bei.

„Wüßte doch noch schöneren“ lächelte Hölty.

„Welchen?“ fuhr Fritz auf und machte eine Bewegung, als ob er den Lyriker bei der Brust fassen wollte. Gramer trat mit einem raschen Sprunge dazwischen.

„Hattest mir neulich Gerstenbergs Ugolino geliebt. Da lag ein Blättchen mit einem Gedichte „an Agnes“ darin! — Wär' Dir der Tag, an welchem Du von Deiner Schönen den ersten Kuß erhieltest, nicht lieber, als der, welcher unserm Meister das Leben gab?"

„Thut verwetterte Fragen, der Hölty!“ rief lachend Gramer, während Bof und die beiden Stolbergs in Verlegenheit geriethen. Nach einigem Sinnen sagte der erstere: „solcher Scherz ist Deiner nicht würdig, Heinrich Christoph Ludwig Hölty! Ein deutscher Mann, — ein deutscher Barde zumeist, — muß seinen Klopstock und sein Mädchen gleich lieben!"

„Es schlägt schon zwei Uhr“ meinte Gramer ablenkend. „Boie und Hahn werden uns erwarten.“

„Ja laßt uns hinaufgehen!“ fügte der ältere Stolberg, welcher dem bedenklichen Wortwechsel gleichfalls ein Ende zu machen wünschte, bei.

Die kleine Gesellschaft trat in den Hausgang. Am Treppenufe hauchte Hölty unbemerkt, — denn die Flur war ziemlich dunkel — nach Bofens Hand.

„Zürnt mir doch nicht, Heinrich? Ich hab's weiß Gott nicht böse gemeint!"

„Kindereien!“ sagte Bof, ohne seine Rührung verbergen zu können. Gleich darauf jedoch fügte

er hinzu: „nimm Dich in Acht, Hölty, daß Du nicht auf falsche Wege geräthst. Hast manchmal einen Ansaß dazu!"

„Ihr thut mir Unrecht!“ murmelte Hölty, während er die Treppe emporstieg.

Die fünf Musenjünger traten zugleich in das große geräumige Zimmer ihres Freundes Hahn, der ihnen mit Boie einige Schritte entgegentrat und rief: „Ihr habt lange auf euch warten lassen. Ich und Boie sitzen schon seit einer Stunde —“

„Gut — so verzeiht uns!“ sagte hastig Fritz Stolberg. „Habt doch alles so eingerichtet, wie wir's verabredet?"

„Weiß nichts von einer Verabredung!“ opponirte Gramer, indeß der Graf und Bof das Zimmer musterten.

In der Mitte desselben stand eine lange Tafel, am obern Ende ein Lehnstuhl, den eine Rosen- und Levkojenguirlande umwand und eine Anzahl prächtig gebundener Bücher bedeckte. Unter dem Stuhl lag ein zerrissenes Buch, so gelegt, daß unmöglich der Gedanke, es sei nur zu fälligda liegen geblieben, aufsteigen konnte. Der Tisch war mit Rheinweinflaschen, Kaffeetassen und Pfeifen bedeckt. Alle ließen sich nieder, nur der Lehnstuhl blieb leer. —

„Nun?“ rief Bof, „ist alles fertig? So kann's denn losgehen!"

Gramer trat auf einen Wink Boies, der mit einem überlegenen Lächeln die ganze Veranstaltung prüfte, hinter den Lehnstuhl, den man für Klopstock leer gelassen, ergriff dessen Oden und las daraus einige, sich auf Deutschland und die geträumte Freiheit jener Tage beziehende, vor. Dies schien das Signal für die Entfesselung der Begeisterung, — alles jauchzte dem Vorleser Beifall zu, — die Rheinweingläser wurden gefüllt und klangen hell an einander.

„Water Klopstock hoch!“ erschallte Bofens donnernder Ruf, in den alsbald die andern mit einstimmen.

„Dem größten deutschen Dichter!“ fügte der träumerische Hölty wie plötzlich erwacht bei.

„Dem ersten Bar den!“ überschrie ihn Stolberg und stieß sein Glas so heftig gegen das Boies, daß es zu zerbrechen drohte.



„Ja, dem Barden!“ fügte Voß, dessen Augen funkelten, bei.

„Ach so!“ nahm Voie, eine kleine Mißbilligung im Tone, das Wort. „Wollt Ihr denn noch immer den Unterschied zwischen Poet und Barde festhalten?“

„Wird festgehalten!“

„Barde überragt den Poeten!“

„Auch die Franzosen haben Poeten, aber keinen Barden!“ — entgegneten nach einander Hahn, Cramer und Frig Stolberg.

Voie lehnte sich verdrießlich in seinen Stuhl zurück, Hölty, der gespannt dem kleinen sich entspin- nenden Streite zugehört, lüftete leicht den Hut, — den die ganze Gesellschaft, um echt deutsch zu er- scheinen, aufbehalten hatte, — und sagte: „meinet- wegen. Mir genügt's, ein Poet zu bleiben —“

„Wie du willst!“ replizierte Voß ärgerlich. „Wenn Dich das Ziel eines deutschen Mannes nicht lockt —“

„Für mich ist das höchste Ziel das, was ihr Poet nennt. Ich passe nicht zur Bardologie.“

Voie nickte dem Sprecher Beifall zu, Voß be- gnügte sich mit der Hand zu winken und warnend zweimal Hölty's Namen zu rufen, Stolberg hin- gegen ergriff rasch eine der daliegenden Tabackspfeifen und forderte die andern auf, ein Gleiches zu thun.

„Den Fidibus her!“ forderte er von Hahn, während alle, außer Voie, seinem Beispiel folgten.

Mit einer der geringfügigen Handlung wenig angemessenen Förmlichkeit übergab Hahn den Bundesgliedern einen langen, zierlich zusammenge- falteten Papierstreifen, den sie sofort benutzten, um ihre Pfeifen in Brand zu stecken. Nur Voie, der nicht rauchte, nahm sich die Mühe, als er ihn be- drückt sah, ihn zu entfalten. Kaum aber hatte er einen flüchtigen Blick darauf geworfen, als er er- schrocken ausrief: „der Agathon!“

„Ja!“ sagte Voß, „der Agathon des gottes- lästernden, franzmännischen, Freiheit und Tugend verspottenden, undeutschen Wieland!“

Hölty zerdrückte mit den Fingern seinen Fidibus, während Voie sagte: „Freunde! Ihr richtet zu schnell. Es ließe sich manches zu Wielands Entschuldigung sagen.“

„Was ließe sich sagen?“ brauste Frig Stol-

berg auf. „Was kann entschuldigt werden? Daß er unsittliche Bücher schreibt? Daß er unsern großen Meister allüberall verlästert und verschmäht? Voie! wenn Du zeigen willst, daß Du noch ein deutsches Herz hast, so verbrenne den Fegen, den Du in der Hand hältst!“

„Wenn es keines höhern Beweises braucht,“ sagte Voie empfindlich und zündete seinen Papier- streifen an, „so bin ich bereit. Wenn jeder, der Wieland nicht liebt und Klopstock vergöttert, schon darum ein deutscher Mann ist, so mag's drum sein. Ich sage ja nicht, daß ich Wielands Thätigkeit billige —“

„Keine aber — auch nicht entschuldigen sollst Du sie!“ iprudelte einfallend Cramer.

Hölty schien theilnahmslos. Aber wer ihn genauer beobachtet hätte, würde bemerkt haben, wie er mit dem Ärmel seines Blausacks über die Augen fuhr, und ein paar helle, klare Tropfen, die in den Wimpern perlten, wegwischte. Sie waren der deutschen Kunst und Künstlereinigkeit geweint.

Bald indeß kehrte die harmlose Begeisterung zurück. Glas auf Glas wurde geleert; die Hochs auf Luther, Hermann den Cherusker, die deutschen Frauen wollten nimmer enden. Voie, dessen gute Stimmung sich ebenfalls allmählig wieder einstellte, wechselte einen Blick des Einverständnisses mit Hölty und dem ältern Stolberg, dann erhob er sich, gleich- falls einen Toast auszubringen: „es lebe Lessing! Es lebe Göthe!“

Die Gesellschaft stimmte ein, die Lebhaftigkeit dieses Einstimmens aber ließ, gegen die des Hochs für „Vater“ Klopstock, viel zu wünschen übrig. Hölty hatte für die Namen der beiden großen Dich- ter am stärksten angestoßen, Frig Stolberg machte beim Trunke eine Miene, als ob der Saft der Neben von Rüdesheim zu viel Sauerstoff enthielte, und Voß sympathisirte mit seinem Freunde.

Die Feier wurde allmählig vom Geiste deut- scher Gemüthlichkeit durchdrungen. Man aß, die Speisen immer eifriger mit dem goldenen Naß wür- zend; gegen Abend flutete, Voß ihren Schöpfer nennend, eine krySTALLENE Punischlut in der von Hahn entlehnten großen Bowle.

Nach einigen Stunden unbefangener Fröhlich- keit dachte man die Trennung. Die Nacht war längst hereingebrochen, einige Lichter, die alle: Hölty



von Zeit zu Zeit pugte, erhellten die groteske Scene und warfen Streifhelle über die flammenden Gesichter der Bundesbrüder, die sämmtlich von ihren Stühlen aufgestanden waren und sich um den leeren Lehnstuhl des abwesenden Gefeierten gruppirten. Hahn zog unter demselben das vorhin erwähnte Buch hervor. Fritz Stolberg öffnete eine kleine Papierrolle, die sich als ein unsauber ausgeführtes Portrait erwies.

„Einen Akt der Gerechtigkeit zum Schlusse!“ rief er.

„Finis coronat opus!“ fügte Hahn hinzu.

„Wielands Bildniß! die Idris!“ rief Voie, als er Buch und Bild näher gemustert.

„Ins Feuer mit beiden! Wofß.“

Im demselben Momente hatte auch das Buch, welches zu dieser Execution ausdrücklich vorbereitet schien, Feuer gefangen, eine helle Flamme schlug Hahn, der es mit Hilfe der Fechthandschuhe hielt, beinahe ins Gesicht und versengte dem patriotischen Grafen, der sich, um Wielands Portrait anzuzünden herabbeugte, ein Stück deutsches Haar. Keiner der Eifernden bemerkte es, Funken flogen hier und dorthin, — Hölty machte es sich zum Geschäft, dieselben auszutreten, indeß Voie schalt: „Ihorheit! Jugendlüche Ueberstürzung. Werdet's noch einmal bereuen!“

Niemand hörte den Mahnenden. Unter Absingung eines Stolberg'schen Bundesliedes, in dem die Worte „deutsche Treue“ und „wälscher Trug“ keine geringe Rolle spielten, entfernten sich alle, sich gegenseitig umarmend und die Hände drückend.

Als man sich zerstreute, ging Wofß eine Strecke mit Hölty allein. Der junge Dichter war schon und in sich gefehrt, Wofß erfaßte seine Hand und fragte plötzlich: „Deine Nichtschnur, Hölty, als Beet?“

Hölty entgegnete, ohne sich zu bestunnen:

„Neb' immer Treu und Redlichkeit  
Bis an Dein kühles Grab,  
Und weiche keinen Finger breit  
Von Gottes Wegen ab.“

„Gut!“ sagte Wofß, ihn freundlich anschauend, „ich bin zufrieden! Gute Nacht, Hölty!“

„Gute Nacht, Wofß!“

## 2.

Zeitig genug für die späte Heimkehr erwachte

Hölty am andern Morgen. Er blickte noch etwas träumerisch in seinem kleinen Zimmer umher, welches den Apparat des Musenjüngers in ziemlich reicher Weise auswies; dann erhob er sich und murmelte: „nun wieder drei Tage geschwärmelt. Ich muß nur zum Arbeiten zurückkehren. Stunden habe ich heut auch zu geben, — und in so verschiedenen Stadttheilen, daß mir und meinen Schuhsohlen bereits im voraus graut!“

Unter diesem Monologe war der junge Dichter an das große hölzerne Pult getreten und hatte sich bald eifrig in das Studium vertieft. Jacob Böhm's Schriften machten ihm seit langem zu schaffen, er durchforschte die Werke des schubhlickenden Genius mit großem Eifer, aber nicht, ohne hier und da eine Aeußerung über deutsche Philosophie zu thun, die ihm Fritz Stolberg völlig entfremdet haben würde.

Es war ein eignes Verhältniß, in dem der gute Hölty zu dem Grafen stand. Seine Liebenswürdigkeit, sein Herz, das an die Erscheinungen der ersten Christenzeit erinnerte, mußten nichts von Mißtrauen. Aber außer diesem Herz hatte er denn doch eine gute Portion Traumutterverstand und vermochte nicht das Geschraubte und Gemachte in Fritz Stolberg's Wesen zu übersehen. Wofß war ebenfalls excentrisch, — ein Stück Eisenstoffer mitunter, wenn die Rede auf deutsche Tugend und wälschen Land kam, (und eben darum sympathisirte er vor allen andern mit dem jungen Stolberg, aber es war alles Natur bei ihm. Hölty nun, ein Sohn der Natur im wahrsten Sinne des Wortes, lächelte über Wofßens Hitze, aber er achtete das Wahre und Ungefünstelte, das er bei Stolberg nicht herauszufinden vermochte. Diesem gegenüber erschien er etwas rückhaltend, mimosenhaft möchten wir sagen, denn einer Falschheit war der „Schwan von Mariensee“ nicht fähig. —

Jacob Böhm's Geist aber profitirte wenig von dem Eifer, mit welchem Hölty ihn zu erfassen strebte. Denn schon nach kurzer Viertelstunde wurde bestig an die Thüre, nicht gepocht, sondern wie deutlich zu hören, mit dem Stiefel gestoßen.

Hölty, obgleich er zusammenschrak, klappte gelassen und ohne ob der fatalen Störung eine Miene zu verziehen, sein Buch zu. Er vermuthete irgend



einen ungestümen Öbtinger Commilitonen oder wohl gar einen Freund, der ein kleines Nachspiel zur Klopstock'schen wilden Geburtstagsfeier veranstaltete. Er zog den leichten Mützel zurück, ein fremder Herr in modischer Kleidung, ohne Degen, aber mit einem gewaltigen, des preussischen Fritz würdigen Krückstocke, stand vor ihm. Der Fremde warf einen gebieterischen Blick (wie ein Polizeicommissär des neunzehnten Jahrhunderts) in das Zimmer und machte wenig Miene, der höflichen Aufforderung zum Eintritt nachzukommen.

„Sind Sie der Traumbilderdichter?“ fragte er rasch, den linken Fuß auf die Schwelle setzend.

Ueberrascht antwortete der Angeredete: „ich heiße Hölty, — meine Freunde nennen mich zuweilen im Scherze so. Ich habe nichts gegen das Epitheton einzuwenden!“

„Sehr wohl!“ brummte der Unbekannte, wieder einen Schritt vorwärts thugend. „Hm! Hm!“

Hölty hielt es für's Beste, dem höflichen Herrn beim Räuspern Gesellschaft zu leisten.

„Herr!“ fuhr derselbe fort, nun endlich ganz eintretend, „ich habe im Wand'sbecker Boten, — kennen doch den Wand'sbecker Boten, Herr?“

„Wie sollte ich nicht“ versetzte gelassen Hölty. „Es sind manche meiner poetischen Versuche in demselben gedruckt worden.“

„Weiß! Weiß!“ rief der Fremde. „Komme ja eben deshalb. Bin, um's kurz zu machen, der Buchhändler Matthias Berner in Leipzig, hab' eben eine neue Firma errichtet, solide, respectable Firma!“ Hölty verbeugte sich. Er zweifelte nicht im mindesten an der Solidität der neuen Firma, die Brillantringe an den Fingern ihres Inhabers ließen auch einen Zweifel nicht gut aufkommen. Daß man in der Republik Venedig gläserne Edelsteine bereite, fiel ihm nicht ein.

„Kann ich Ihnen mit etwas dienlich sein!“ fragte er, als Herr Matthias Berner zu seiner großen Beruhigung den dargebotenen Stuhl angenommen.

„Können wohl! hoff es!“ versetzte dieser. Zu bewerkeln ist, daß Herr Berner seine sächsische Abkunft dadurch documentirte, daß er das R mit einer Weichheit und Sanftmuth aussprach, die sonst nicht in seiner schnarrenden, heftigen Redeweise lag.

„Ich habe“ erläuterte er „die Absicht, Ihre

Gedichte herauszugeben — 's ist jetzt ein Modeartikel und könnte ein Geschäft geben. Willigen Sie ein?“

Obwohl der sanfte Hölty sich durch diese Barschheit unangenehm berührt fühlte, kam ihm die Aufforderung höchst erwünscht. Er überdachte seine Verhältnisse, die nicht zu den glänzendsten zählten und erwiderte: „wenn Sie mir ein anständiges Honorar zusichern, würde ich mich entschließen, meine Jugendübungen schon jetzt zu sammeln. Ich wollte dies eigentlich erst in einigen Jahren thun!“

Der neuetablierte Buchhändler stand mit einer gemeinpfässigen Miene auf, griff in die Rocktasche und zog einen schweren Geldbeutel hervor. Aus demselben förderte er nach einigem Bedenken zwei etwas angegrünte Speciesthaler hervor, legte sie auf Hölty's Pult und äußerte: „so ist's nun abgemacht!“

Hölty war nicht so leicht in Harnisch zu bringen, allein die Gemeinheit dieses Menschen empörte ihn, er nahm sich zusammen und sagte nachdrücklich: „nicht so, mein Herr! Halten Sie mich für einen Sudler, der die Früchte des Geistes um ein Spottgeld verschleudert. Sie haben sich geirrt.“

Hölty war ein anderer geworden, — der Moment hatte ihn verwandelt, die blassen Wangen hatten sich leicht geröthet, sein gutmüthiges blaues Auge funkelte und bestete sich auf den erschrockenen Buchhändler, der mit weniger Bedacht, als er eingetreten, seinen Rückzug nahm.

Als am nächsten Sonnabend der Hainbund zusammenkam, erregte die Erzählung Hölty's von diesem Vorgange im Kreise der Freunde vieles Gelächter. Schon ein halbes Jahr später erfuhr man, daß Herrn Matthias Berners solide neue Firma fallirt habe. —

Ereignisse, wie die vorerzählten, folgten sich nicht zu rasch im Dasein des jungen Poeten. Er lebte und webte mit den Genossen und den Studien einsförmig dahin. Diese Einsförmigkeit glich aber der des Mondlichtes, — sie war immer freundlich und schön, eine selbstgenügsame Kunst, überall das Beste zu sehen, ein heiterer Sinn, der ihn rasch über einzelne Widerwärtigkeiten hinweghob, schuf ihn zu dem, der den Stein der Weisen: die Zufriedenheit mit sich und andern besitzt. Solche Menschen sind



gewöhnlich harmlose und begabte Künstlernaturen, wo sie einmal den gebildeten Kreisen der Gesellschaft angehören. —

Es war schon spät am Vormittag eines rauhen Apriltages, als Voss in die Stube Hölty's eintrat und herzlich aufgenommen wurde. Hölty forschte eifrig nach dem Stande des literarischen Zeitstroms, die Namen Klopstock, Ramler, Gleim, Göthe, Wieland, Bürger, Claudius, Lessing und noch viel andre röhnten aus dem lebendigen Gespräch hervor, — Hölty nannte auch Voie, der sich eben auf einer Reise in Holland befand. Vossens Anlitze verfinsterte sich: „thu' mir den Gefallen, Hölty, und sprich mir nicht von dem“ stieß er heftig hervor. „Er wird ganz abtrünnig, — was hab ich nicht geredet, gebetet, beschworen, ja gesucht hab' ich, glaube ich. Stolberg desgleichen, — es ist alles nichts!“

Hölty wußte, wie weit er bei Voss gehen konnte. Jetzt war dieser so gereizt, daß er ihm unmöglich widersprechen mochte, — er begnügte sich zu sagen: „ja! es mag etwas Veränderung mit ihm vorgegangen sein. Aber seine Familie — entschädigen die Dich nicht für alles?“

„Die Mutter schlägt einen recht basenhaften Ton jetzt an! Sie will ihre Tochter keinem Manne geben, der nicht ein Amt hat. Da ist der Schwager Ernestinens, der Buchhändler Jessen, der meint, einem Manne, der Verse mache, sei weder Verstand zu einem Amte, noch Treue in der Liebe zuzutrauen. Die arme Ernestine!“

„Und Du armer Freund!“ fügte Hölty mit dem ganzen Tone des Bedauerns bei. „Wie sehr beklage ich Dich!“

„Ich glaub' es, Freund! Aber wie sehr ich zu beklagen bin, kannst Du gar nicht ermessen — denn Du weißt es noch nicht, was es heißt: lieben!“

„Ich glaub' es zu wissen!“ antwortete der Dichter bedeutungsvoll. „Sieh, Voss, man kann Dir nichts verheimlichen, so will ich Dir's denn sagen, daß ich seit langem liebe.“

„Du“ — rief Voss, der sich des Erläuterens über diese plötzliche Mittheilung noch nicht enthalten konnte.

„Ich! Meine Schöne heißt Laura; ich bin auf die Verwandtschaft mit dem König des Sonetts stolz!“

„Und liebst wie er unglücklich?“

„Ich weiß es nicht! Ich habe meine Angebetete noch nie gesprochen,“ gestand Hölty.

„Seltsamer Bursch! Wenn sie Dir Deine Schöne nun weg schnappen?“

„So habe ich allein den Kummer und sie nicht,“ schloß der Gefragte das Gespräch, während dem harten eisernen Voss beinahe Thränen in die Augen traten. Diese unendliche Zartheit rührte ihn, sie kam ihm zwar nicht recht deutsch vor, aber er vergaß darüber seinen eigenen Gram. —

Nie wurde wieder ein Wort zwischen Hölty und Voss über diesen Punkt geredet.

Gegen Michaelis rüstete sich eins der Mitglieder des Hainbundes, Miller — nachher als Dichter des „Siegwart“ bekannt genug in den Annalen der Modeliteratur geworden, — zur Reise nach Leipzig. Die Grafen Stolberg hatten Göttingen schon im vorhergehenden Herbst verlassen. Hölty entschloß sich, Miller zu begleiten. —

Auf der Straße von Merseburg nach Leipzig lud eine freundliche Schenke die Reisenden zum Halten ein. Selten, besonders um die Mittagstunde, blieb die Aufforderung unbeachtet, gewöhnlich erquickte man sich mit dem trefflichen, weit und breit berühmten Kaffee der Frau Wirthin; auch die kleine Reisegesellschaft, bei der sich Hölty befand, vermochte der Versuchung nicht zu widerstehen. Man stieg ab.

Hölty war in Träumereien versunken an der Thür stehen geblieben; ein Phaeton rollte herbei. Er blickte auf und wurde zwei männliche, zwei weibliche Gestalten gewahr. Theilnahmslos wollte er eben seinen Stand verlassen, da zwang es ihn die eine der aussteigenden jungen Damen näher zu mustern. Seine ohnehin blasse Wange wurde noch blässer, sein Herz klopfte hörbar, als sie an ihm vorüberstreifte. Die spöttischen Bemerkungen einiger frischgebacknen Portepcejunker, die seinen wirren Locken und seiner allerdings ziemlich unscheinbaren äußern Erscheinung galten, überhörte er ganz.

Als er sich drin in die Stube neben seinen Reisegeossen niedergelassen hatte, sah er die Wirthin um den Tisch der Fremden beschäftigt, — nach einer Weile trippelte sie dienstfertig herbei, um zu



erzählen, daß die Gesellschaft dort zur Hochzeit der schönen jungen Mademoiselle dort reife, daß sie eine sehr, sehr reiche Partie thue.

Hölty fragte tonlos: „welche Dame ist die Braut!“

„Die dort — die rechte!“ erläuterte die Wirthin auf das Mädchen zeigend, dessen Erscheinung dem Poeten vorhin Herzklopfen veranlaßt hatte, — auf seine Laura! — —

Hölty kehrte krank von der Leipziger Reise zurück. Erst der mehrfach wiederholte Rath Voßens zwang ihn, einen Arzt zu Rathe zu ziehen. Derselbe schüttelte über seinen Bluthusten, sein Seitenstechen den Kopf, gab aber — gute Hoffnung. Hölty lächelte bitter.

Auf dem Heimweg sank er Voß an die Brust und machte sich in einem Strome langverhaltener Thränen Luft.

Alles schien zugleich über den unglücklichen Jüngling hereinzubrechen. Nicht lange darauf, als Voß eben mit einem Briefe an Poie beschäftigt war, der ihm die Redaktion des Musenalmanachs übergeben wollte, erschien Hölty Morgens bei dem Freunde.

„Wie gehts Dir, Hölty?“ fragte dieser theilnehmend, denn die Ueberzeugung, daß der blasse Freund auszehre, drängte sich ihm immer mehr auf.

„Gut!“ antwortete er, „aber mein Vater ist todt!“

### 3.

In den letzten Tagen des Mai 1775 sahen die das Dorf Mariensee bei Hannover umgebenden Wiesen und Wäldchen einen seltsamen Gast. Ein bleicher kranker Jüngling, dessen Brust sich hob und senkte, und mit Wollust die herrliche Frühlingsluft einzuschlürfen schien, wandelte mit einem Buche in der Hand auf und ab; ließ sich bald da, bald dort nieder und träumte entweder oder laß. Das war Hölty, der Göttingen verlassen hatte und hier Heilung und Erholung für sich suchte.

Jetzt beschäftigte ihn die Idee zu einer Reise nach Wandersbeck, wo der treue Voß im Verein mit Claudius weilte und eifrig an der Errichtung seines häuslichen Heerdes arbeitete.

„Ich muß ihn noch einmal sehen!“ flüsterte er täglich vor sich hin, kaum den rinnenden Thränen wehrend.

Und er sah ihn noch einmal. Im Juni wurde ihm dies Glück zu Theil. —

Im Garten des „Wandersbecker Boten“, dicht neben der Laube, lagerten auf einem kleinen Rasenstücke, malerisch um ein auf Steine gelegtes Brett, welches einen Theetisch abgab, gruppirt, Aemius Claudius, seine Gattin, Voß und Hölty. Sorgsam hatte Voß dem kranken Freunde, der seit acht Tagen bei ihm weilte und morgen wieder abreisen wollte, das beste und geschützte Plätzchen ausgesucht, — man überließ sich einer ungebundenen Fröhlichkeit.

Aber allmählig ward es stiller. Der Mond warf sein klares Licht durch die Schatten der Bäume des Gartens, das letzte Geräusch draußen verhallte, im Gebüsch schlug die Nachtigall, der man so oft gelauscht. Claudius und seine Gattin bemühten sich vergebens, die melancholische Stimmung, die über Hölty und Voß gekommen war, zu verscheuchen; die beiden standen auf und entfernten sich, nachdem sie herzlich gute Nacht geboten und erhalten hatten.

„Komm, Hölty!“ sagte Voß. „Wir wollen noch in das Schimmelburgsche Wäldchen gehen. Da ist's herrlich!“

Gern folgte Hölty der Aufforderung. Noch eine süße selige Stunde wie einst in den Eichengründen bei Göttingen ward von ihm verlebt. Dann kehrte er schweigend, an Voßens Brust gelehnt, in dessen Wohnung zurück.

Der Wagen hielt am andern Morgen vor der Thür. Die Freunde hatten sich innig umschlungen.

„Vergieb mir Voß, wenn ich je!“ —

„Nichts hab' ich zu vergeben! Aber Du vergieb mir, mein Hölty, wenn Dich mein Ungeßüm fränkte, — auch Stolberg verzeih, wie allen!“

„Ich hatte ihnen verziehen“ schluchzte Hölty, „:he sie mich beleidigten. Leb wohl, Voß!“



„Gott behüte Dich Hölty!“  
Und der Wagen rollte in die graue Frühe.

Am ersten September des Jahres 1776 starb

Hölty zu Hannover. Mit der Uebersetzung von Shaftesburys philosophischen Werken hatte er die drückendste Noth von seinem Sterbelager ferngehalten, aber auch sein schnelles Ende herbeigeführt.

## Gedichte.

### Balboa.\*)

#### 1.

Es liegt des Wassers Spiegel  
So schimmernd hell und klar,  
Im Schiff knarrt Tau und Riegel,  
Hinfliegt es wie ein Nar;  
Durch jenes Meeres Bläue,  
Das noch kein Segel sah,  
Weht in Siegesweihre  
Spaniens Flagge da.

Im Meer die Insel schimmert  
Mit zauberischem Schein,  
Die sinkende Sonne flimmert  
Strahlend zur See hinein,  
Mit grauen Nebelschleiern  
Hüllt sich der Wellen Zahl,  
Die Wassergeister feiern  
Tief im Korallensaal,  
Vom Strande winken die Palmen  
Zu träumerischer Ruh,  
Des Schilfes schwankende Halmen  
Schauen verwundert zu!

Die Wogen drunten schauern  
So ängstlich an den Kiel,  
Sie bangen und sie trauern  
Und weinen der Tropfen so viel,  
Kein Schiff noch hat sie durchschnitten  
Mit seiner Flagge Gruß,  
Nur Rindenfähne glitten  
Am Strand, gewiegt von ihrem Ruß!

Am Rande der Galere  
Steht sinnend ein hoher Mann,  
Er spielt mit seiner Wehre  
Und schaut hinaus sodann  
In all die wegenden Weiten,  
In all die Wasserwüste,  
Bis hin, wo nebelnd sich breiten  
Die Felsen fernner Küste.  
Er schaut hinaus, im Blicke

\*) Aus einer Sammlung von Dichtungen „Nuta eu“  
von Adolf Stern.

Da blüht die Hoffnung reich,  
Die schimmernde Wogenbrücke  
Führt ihn zu Krone und Reich;  
Es will das Herz ihm schwellen  
Und springen will die Brust,  
Er ruft hin über die Wellen  
In seliger froher Lust:

Ihr Berge in blauen Weiten,  
Ihr Bäume fern am Strand,  
Wollt ihr die Arme breiten,  
Zu ziehen mich an's Land?  
O laßt, bald kehrt' ich wieder,  
Noch eh' der Mond sich füllt,  
Knie ich am Strande nieder,  
Den jetzt die Dämmerung hüllt.

Bald kehrt' ich wieder auf immer  
Zu euch, zu großem Thun,  
Als König oder nimmer  
Will ich unter euch ruhn.  
All eure rauschenden Wälder,  
Alle die Blumen so hold,  
All eure blühenden Felder,  
All euer schimmerndes Geld;  
Alles will ich erringen,  
Alles nenn' ich dann mein,  
Kann doch der Held der Klingen  
Heid der Krone auch sein! —

Die Wogen drunten schauern  
So ängstlich an den Kiel,  
Sie bangen und sie trauern  
Und weinen der Tropfen so viel,  
Am Himmel der tiefer dunkelt  
Schimmern die Sterne mild,  
Und über dem Schiffe funkelt  
Des Kreuzes flammendes Bild.

#### 2.

Von Santa Marias Thurme  
Das Glöckchen leise singt,  
Es kommt der kühle Abend,  
Das letzte Noe verklingt,  
Am Strande die Posada  
Ladet zu Wein und Tanz,  
Es locken der Zither Töne,  
Es leckt der Rebekranz,



Das Mondlicht scheint so helle,  
Wie's in Hispanien scheint,  
Wenn über Alhambras Trümmern  
Der nächtliche Himmel weint!

Es wagt das Meer hinunter  
Am Strand mit ruhigem Wandel,  
Da blühen die Granaten,  
Blühen Palme und Mandel,  
Inmitten der grünen Wogen,  
Umwoben von üppigen Ranken,  
Streben zum Himmel die Säulen  
Der herrlichen Villa, die schlanken! —

Dort harret auf der Terrasse  
Die Jungfrau im Dämmerlicht,  
Die Stirn des Geistes Thronus  
Die Lippen ein Liebesgedicht.  
Es wagt die Lockenfülle,  
Die hold verkörperte Nacht;  
Sie blickt hinaus mit Schweigen  
In alle die Abendpracht!  
Da naht der Mauer stürmisch  
Der heißgeliebte Held,  
Er schneut sich empor: Laß, Iheure,  
Hier ist die neue Welt!  
Glaubt ist hier, was drüben  
Unrecht und Sünde genant,  
Neue Regeln hat Liebe  
Auch im neuen Land;  
Drüben schmücken dich Myrthen  
An Brauttageloch,  
Hier schmückt dich Balboa  
Mit der Krone von Gold.  
Merzen schon hiß ich die Wimper,  
Schwellt mir die Segel der Luft,  
Habe zu deinen Küßen  
Schon zu lange gekost,  
Wekern wollt' ich scheiden  
Und du bleibst mich zurück,  
Heute soll's nicht geschehen,  
Draußen winket Krone und Glück!  
Oh' das Krübtret die Wangen  
Dort mit Purpur malt,  
Kliegen meine Galceren  
Bis die Küße mir strahlt,  
Wie sie einst geschimmert  
Mit im Abendlicht;  
Küsse mich, küße mich, Iheure,  
Aber weine nicht!

Werte, getaucht in Glutem,

Herz an Herz Erwärmen,  
Glühende, brennende Küße,  
Feuriges heißes Umarmen!  
Stunde schwindet auf Stunde,  
Und die Nacht vergeht,  
Graue Nebel dämmern,  
Frischer Meerhauch weht;  
Es eilt der Held zum Strande —  
Da steht sein Fahrzeug still,  
Keiner Flagge Wehen  
Ihn begrüßen will!  
Es stürzt ihm bleich entgegen  
Sein alter Steuermann:  
Herr, es kam der Gehefte  
Gestern Abend an,  
Verdrarios di Davila,  
Als des Königs Vertreter,  
Unter Schiff ist versiegelt  
Und das Weitere — folgt später,  
Wart ihr gestern gesegelt,  
Wie ich's dringend bat!  
Bei St. Jago fliehet —  
Das ist mein letzter Rath!

Da steht im Morgenschimmer  
So bleich der löhne Held:  
Ade, du Reich und Krone,  
Ade, du neue Welt!

## 3.

Balboa schlummert im Kerker  
Da unten in tiefer Nacht,  
Wohin kein Strahl des Lichtes,  
Kein Glanz der Sonne lacht.  
Es lehnt am harten Steine  
Das müde, stolze Haupt  
Dem des Kriegers Lorbeer —  
Die Rosen der Liebe geraubt.  
Er schlummert und träumt von Kronen  
Im fernem goldenen Land,  
Er träumt von seiner Helden, —  
Da faßt ihn Hendershand,  
Reißt ihn wach aus dem Schlummer,  
Läßt ihm kaum Zeit zum Gebet,  
In der feuchten Steingruft  
Heldenleben verwebt!

Am Himmel, der tiefer dunkelt,  
Schimmern die Sterne mild,  
Auf Santa Maria funkelt  
Des Kreuzes flammendes Bild!



## Schiller in Mannheim.

Ein Erinnerungsblatt.

Es glühte seine Wange roth und röther  
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,  
Von jenem Muth, der früher oder später  
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,  
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter,  
Bald Lühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,  
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,  
Damit der Tag des Edeln endlich komme.

Göthe.

Nicht lange mehr und der Tag naht abermals, welcher dem populärsten unsrer großen Dichter das Licht gab und uns gemahnt, das Andenken desselben zu feiern. Wie aber könnte das besser geschehen, als durch Erinnerung an sein Leben? Wir setzen nicht hinzu: und Wirken. In einem Leben, wie das Schillers, ist alles Wirken, und der Moment müßte noch gezeigt werden, wo er, wie so viele tausende untergeordneter Geister, die vegetirende Existenz einer Pflanze geführt hätte, wo nicht jeder Pulsschlag seines Daseins der Veredlung des Gesamtdaseins entgegenstrebt. Aus dem Buche dieses Lebens ist aber das Capitel, welches sich „Schiller in Mannheim“ überschreibt, eins der wichtigsten und hervorragenden. Nie erscheint uns Schiller größer und bewundernswürdiger, als in den Tagen, wo er von innern und äußern Hindernissen und Kämpfen zertrübt seinem Gestirne, der Poesie, nicht einen Moment untreu wird und die siegende Kraft eines edeln Willens auch den ungünstigsten Verhältnissen gegenüber bewährt. —

Die Räuber waren erschienen und hatten durch ganz Deutschland ein Aufsehen erregt, einen Beifall gefunden, wie ihn nur wenige poetische Werke, welche eine allgemeine Stimmung und Richtung der Zeit berühren, haben können. In Mannheim, wo das Theater unter Dalbergs Leitung eine Stufe erreichte, auf die wir noch in der Gegenwart mit Bewunderung hinblicken müssen, eilte man, sich derselben für die Bühne zu bemächtigen. Der Freiherr von Dalberg forderte Schiller auf, sein Regeln und Zwang verspottendes Produkt den Gelezen der Bretter anzubequemen, und Schiller konnte natürlich einem aus solcher Quelle kommenden schmeichelhaften Antrage nicht widerstehen. Energisch wahrte er sich gegen mehrere Anforderungen, die Dalberg bezüglich

der Dramatisirung des Stückes machte, ungern fügte er sich den Nothwendigkeiten.

Das Jahr 1781 ging unter brieflichen Verhandlungen zwischen Schiller und Dalberg hin, — im Januar 1782 endlich wurden die Räuber bei Schillers Anwesenheit zum erstenmal mit Pfand als Franz, Böck als Karl Moor, Veil als Schweizer und Beck als Kosiněky aufgeführt. —

Schiller hatte die Reise nach Mannheim, ins „Auland,“ heimlich und ohne Urlaub zu nehmen gemacht. Man erinnere sich, daß er die Uniform eines herzoglich Württembergischen Regimentsmedicus trug, — eine Würde, die dem jungen aufstrebenden Dichter eben anfang höchst lästig zu werden. Seine Phantasie fühlt sich durch den Zwang des Dienstes belästigt und eingeengt, und in diesem Zwiwalle von Neigung und Pflicht verlangt Herzog Karl seine fernern poetischen Arbeiten vor dem Drucke zu sehen und — zu censiren. Heimlich muß nun der Dichter an seinem republikanischen Trauerspiel „Fiesko“ arbeiten, und erwünscht kommt ihm die Aufforderung einiger Freunde und Freundinnen, der zweiten Aufführung der Räuber im Mai desselben Jahres beizuwohnen. Wieder muß die Reise heimlich geschehen, aber die geschwägige Vertraulichkeit der Freunde und Freundinnen bringen dieselbe zur Kunde des Publikums, des Herzogs, und ein vierzehntägiger Arrest, sowie das strenge Verbot, nichts außer medicinischen Abhandlungen drucken zu lassen, sind die unmittelbaren Folgen davon. Das war mehr, als Schiller ertragen konnte; — Schubarts Schwefel schwebte zudem vor seiner Seele und machte ihm die Württembergische Heimat immer unerträglich. Unterhandlungen mit Dalberg führten zu keinem Resultate, und so zerhieb er endlich mit einem Alexanderentschlusse den gordischen Knoten. Er entfloß — während des Besuchs des Großfürsten Paul von Rußland — in Begleitung des wackern Musikers und Freundes Andreas Streicher und langte am 19. September 1782 am Ziele seiner Wünsche in Mannheim an.

Streicher und Schiller wandten sich hier zunächst zu dem Theaterregisseur Meier, der nicht



wenig über die Anwesenheit des letztern in Mannheim erstaunt war und mit Bestürzung Schillers Flucht vernahm. Er rieth — den Herzog um Verzeihung zu bitten, und in der That war Schiller sogleich erbötig nach Stuttgart zurückzukehren, wenn der Befehl wegen seiner poetischen Arbeiten aufgehoben und ihm für seinen Austritt Amnestie gewährt werde. Er schrieb an den Herzog Karl und den General Augé, die Antwort, die er erhielt, war so unbestimmt, daß er sich unmöglich entschließen konnte, die so theuer erkaufte Freiheit wieder fahren zu lassen.

Eine Wohnung war bald gefunden, — aber seine und Streicher's geringe Geldmittel drohten ebensobald zu versiegen. Schillers ganze Hoffnung stand auf dem vollendeten Fiesko. Meier, der sich lebhaft für ihn und für seine Produktionen interessirte, wünschte mit den Kunstenossen das neue Schauspiel des Dichters der Räuber sobald als möglich kennen zu lernen. Demzufolge ward ein Nachmittag für jene berühmte Vorlesung des Fiesko festgesetzt, zu der außer einigen andern Schauspielern Beck, Beil und Island erschienen. Man setzte sich nieder, Schiller begann zu lesen, der erste und zweite Akt wurde mit Todtenstille aufgenommen, einer nach dem andern aus der Gesellschaft entfernte sich und Meier zieht den betroffenen Streicher in ein Nebenzimmer, ihn auf Ehre und Gewissen fragend, ob Schiller wirklich Verfasser der Räuber sei. Und als der Bestürzte dies bejaht und bezeugt, spricht er die bedeutungsvollen Worte: „Wenn Schiller wirklich die Räuber wie den Fiesko geschrieben hat, so hat er alle seine Kraft an dem ersten Stücke erschöpft und kann nun nichts mehr als lauter erbärmliches, schwülziges und unsinniges Zeug hervorbringen!“ So kehrt der ehrliche Musiker mit dem über die Schauspieler erbitterten und entrüsteten Schiller nach Hause, Meier behält wenigstens das Manuscript des Fiesko zurück, um es vollends durchzulesen.

So früh als irgend möglich war eilte Streicher zu Meier, um ein Endurtheil von demselben zu erhalten. Mit gänzlich veränderter Miene kam ihm der Regisseur entgegen: „Sie haben Recht, Fiesko ist ein Meisterstück, aber Schillers erbärmliche Aus-

sprache und schwülzige Declamation ist Schuld daran, daß wir es für ein elendes Nachwerk hielten. Jetzt muß das Stück in den Ausschuß kommen, da wollen wir es uns vorlesen, und dann“ —

Das „und dann“ wartete Streicher nicht mehr ab. Er eilte nach Hause zurück und weckte den Freund mit dem Meierschen Evangelium, daß er nur um die Aussprüche über Schillers Vortrag fürzte. Freilich verbesserte das die augenblickliche Lage der beiden wenig, Dalberg's Rückkehr mußte erwartet werden und von Stuttgart aus befürchtete man ein Auslieferungsverlangen. Die Freunde dafelbst warnen und Schiller und Streicher entschließen sich zu einer Supreise nach Darmstadt und Frankfurt.

Dieselbe wurde in drei Tagen zurückgelegt. In Frankfurt wollte Streicher noch eine kleine Summe von seiner Mutter erwarten, von dort aus schrieb auch Schiller einen Brief an Dalberg, in dem er seinen vermeintlichen Höfner um einen Vorschuß von dreihundert Gulden anging<sup>\*)</sup>; das erwartete Geld Streicher's aber blieb lange aus, so daß Schiller einem Buchhändler ein Gedicht antrug. Er war indeß zu stolz, den niedrigen Preis, den derselbe bot, anzunehmen, nachdem er einen höhern gefordert hatte, und Streicher's wenige Gulden langten eben noch zur rechten Zeit an, um ihn und Schiller nach Worms zurückzubringen. In Frankfurt hatte Schiller noch ein Schreiben Meiers erhalten in welchem ihm dieser, in Dalberg's Namen meldete, daß Fiesko in seiner gegenwärtigen Gestalt unbrauchbar und eben darum ein Vorschuß nicht möglich sei. So sehr ihm dies in seiner gegenwärtigen Lage widerwärtig sein mußte, so schmerzte es ihn beinahe noch mehr, daß er nun vergebens sich dem Freiherrn gegenüber preisgegeben habe. — In Worms fanden die Freunde ein Schreiben Meiers, welches sie nach dem Orte Degerseeim beschied. —

Während der Reise nach Frankfurt hatte sich

\*) Eine Schuld von zweihundert Gulden, durch den Selbstverlag der Räuber und der Anthologie veranlaßt, hatte Schiller in Stuttgart hinterlassen. Dieselbe bedrängte nicht ihn, sondern einen dortigen unbemittelten Bürger. Deshalb die bedeutende Summe.



bei Schiller die Idee zu seinem Trauerspiele „Kabale und Liebe“ gebildet. Er dachte so eifrig über dieselbe nach, daß diese geistige Anstrengung, verbunden

mit der körperlichen der Fußreise, oft nachtheilig auf seine Gesundheit zurückwirkte.

(Fortsetzung folgt.)

## Das Musikfest zu Karlsruhe. \*)

### I.

Karlsruhe, am 28. September 1853.

Wenn das europäische Gleichgewicht erschüttert ist, oder wenn große Manöver und Hochzeitsfeierlichkeiten im Anzuge sind; oder wenn ein Vulkan seinen Ausbrüchen unterworfen ist — kurz, wenn irgend etwas in der civilisirten und uncivilisirten Welt vor sich geht, welches werth ist, die Spalten eines berühmten Journals zu füllen, so schicken die großen Zeitungen Times, Moniteur, die Augsburger Allgemeine, u. einen Correspondenten an Ort und Stelle, um am Tage zu beobachten und in der Nacht ihnen zu berichten, was er am Tage gesehen und gehört hat.

Die „Neue Zeitschrift“ läßt sich von der Times und dem Moniteur nicht werfen, wenn ein musikalisches Ereigniß von wirklicher Bedeutung im Anzuge ist, und wenn es gilt, für ihre Kunststrichtung zu werben und zu wirken. Und so folgte denn Ihr Dresdener Berichterstatler dem Rufe der Zeit und der Zeitung mit Vergnügen und Bereitwilligkeit, um in Karlsruhe die Kunstindrücke unmittelbar zu empfangen und wiederzugeben, welche das bevorstehende Musikfest in so reichem Maße bieten wird. Telegraphische Depeschen sind in der musikalischen Zeitungswelt noch nicht eingeführt. Aber die kommen auch noch! Bis auf Weiteres begnügen wir uns noch mit postmäßigen Correspondenzen, die Ihnen jedoch in reichlichem Maße zu Theil werden sollen. Ich beginne sogleich heute, fast unmittelbar nach meiner Ankunft und berichte, was ich bis jetzt in Erfahrung bringen konnte.

Karlsruhe, dem man im gewöhnlichen Leben eine „bescheidene Zurückhaltung“ und „über-große Mäßigung“ in Bezug auf öffentliches Leben nicht ableugnen kann, fängt bereits an, sich durch Fremde zu beleben, welche theils Beruf und Interesse,

\*) Nicht im Stande, mit der „Allgemeinen Zeitung“ oder der „Neuen Zeitschrift für Musik“ zu concurriren, entnehmen wir Berichte über das so bedeutsame Musikfest in Karlsruhe der letztern, welche, wie aus Obigem erhellt, einen ihrer geistreichsten Berichterstatler an Ort und Stelle gesendet hat.

D. R. der Ab. 31g.

theils Neugier hierher führt. Die Vorbereitungen zu dem Musikfeste, welches zugleich ein badisches Volksfest sein wird, sind allseitig im Gange. Auf dem Schloßplatz und Marktplatz werden Tribünen, Pavillons und Buden errichtet, um der allgemeinen Schau- und Hörlust derer zu genügen, denen die ersten Hallen des neuerrichteten prachtvollen Theaters verschlossen sein werden, auf dessen Bühne ein großartiger Orchesterbau die Mitwirkenden des Musikfestes aufnehmen wird. Die Separatproben für Chor, Streichquartett und Blasinstrumente haben bereits seit längerer Zeit unter der Leitung des Musikdirectors W. Kalliwoda, des Concertmeisters Will und des Chordirectors Krug begonnen. — Hofcapellmeister Joseph Strauß dagegen hat mit großer Umsicht und rühmlichster Aufsehung die technische Leitung des Musikfestes, die Anordnung der Spezialitäten, deren ein solches Fest überaus viele und mühsame bietet, übernommen.

Sizt ist bereits seit dem 19. September hier eingetroffen, und mit seinem Erscheinen begannen die Spezialproben, welche er nicht nur hier überwacht, sondern auch in Darmstadt und Mannheim zu leisten hat. Er ist zu diesem Zwecke gegenwärtig auf einer Rundreise begriffen, bei welcher er auch Baden-Baden berühren wird, von wo er Kathinka Heinesfetter zur Mitwirkung gewonnen hat, da die Cravelli ihre Theilnahme dem Musikfest aus Gründen nicht widmen wird, die nicht hierher gehören.

An bemerkenswerthen Fremden, die in Karlsruhe bereits eintrafen, nennen wir H. v. Bülow, welcher mit Sizt zugleich hier ankam, und den Concertmeister Joachim aus Hannover, beide bei dem Musikfeste als Solisten theilhaftig, ferner einen talentvollen Schüler Sizt's, Dionys Bruckner aus München, den bekannten Raisonneur Hoplit aus Dresden, und andere berühmte und unberühmte Leute, die wir noch kennen lernen werden. Aus Nah und Fern werden eine große Anzahl von Musikdirectoren und Musiker aller Art noch erwartet, wir erwähnen vorläufig Schindelmeißer und Mangold aus Darmstadt, Sacher aus Mannheim, Walter aus Basel, Ernst aus Baden, u.

Die erste Generalprobe, mit Vereinigung sämtlicher Chor- und Orchesterkräfte aus Karls-



rabe, Darmstadt und Mannheim, findet am 1. October statt. Der erste Concerttag ist Montag den 3., der zweite Tag Mittwoch den 5. October. Der Chor wird aus 130 Stimmen, das Orchester aus 32 Violinen, 10 Violschen, 10 Celli, 8 Contrabässen und 2 Harfen bestehen; die Blas- und Schlaginstrumente im Verhältniß. An geeigneten Stellen werden die Blasinstrumente doppelt besetzt werden. Die Anzahl der Mitwirkenden beträgt also ungefähr 250 Orchestermitglieder und Chorsänger, wozu noch eine bedeutende Anzahl von Solisten zu rechnen ist, die wir sogleich namentlich aufzählen werden.

Mit so bedeutenden Kräften ist auch Bedeutendes zu leisten, zumal hervorgehoben werden muß, daß das Karlsruher Orchester nicht nur sehr tüchtige Solospieler von Ruf in sich faßt, sondern auch durch die energische künstlerische Leitung des Hofkapellmeister J. Strauß im Ensemble und in der Klangwirkung rühmlichst bekannt ist. Zu dem sind für einzelne Instrumente noch besondere Solisten engagirt, wie z. B. für die Harfen-Soli die Frau Wohl, geb. Gyth aus Dresden, für die Bassclarinette ein Kammermusik aus Wiesbaden.

Das heute ausgegebene spezielle Programm der beiden Concerte ist von Liszt ebenso reichhaltig concipirt, als reichhaltig ausgestattet und entfaltet die Kunstentwicklung von Beethoven bis Wagner in einem ununterbrochenen Cyclus bedeutender Kunstmomente. Man urtheile selbst, ob Liszt mit diesem Programm nicht ein Meisterstück gemacht hat, um allen jetzt lebenden oder in ihren Schulen noch lebensfähigen bedeutenden Zeitgenossen von verwandter Kunstrichtung gerecht zu werden und sie in ihrer Bedeutung zur Gegenwart sowohl quantitativ als qualitativ angemessen zur Geltung zu bringen.

Der erste Concerttag, Montag den dritten October, bringt folgendes großartige Programm:

#### Größer Theil:

1) Ouvertüre zum Tannhäuser von R. Wagner. 2) Concert-Arie von Beethoven. (Frau Howitz-Steinau.) 3) Violin Concert von Joachim, gespielt vom Componisten. 4) Finale aus der Lorelei von Mendelssohn, (Coreley, Frau Howitz-Steinau.)

#### Zweiter Theil.

5) Ouvertüre zu Byrons Manfred, von R. Schumann. 6) Festgesang aus: „die Künstler“ von Schiller, componirt von Liszt. (Die Soli gesungen von den H. H. Chrudimsky, Eberius, Neg, Hoffmann, Haufer, Oberhoffer, Bregenzer und Brulliot.) 7) Neunte Symphonie mit Chor von Beethoven (die Soli: Frau Howitz-Steinau und die H. H. Eberius, Haufer und Oberhoffer.) —

Der zweite Concerttag, Mittwoch den fünften October bietet folgende Werke:

#### Größer Theil.

1) Ouvertüre zu „Struensee“ von Meyerbeer. 2) Arie aus „Titus“ von Mozart. (Hrl. Kathinka Heinesetter.) 3) Chaconne von Bach (Concertmeister Joachim.) 4) Phantasie über Motive aus „Die Ruinen von Athen“ für Clavier und Orchester von Liszt (H. v. Bülow.)

#### Zweiter Theil:

5) Theil 2, 3 und 4 aus „Romeo von Julie,“ dramatische Symphonie von Berlioz. (Fest bei Capulet, Liebestraube, See Rab.) 6) Arie aus dem Prophet von Meyerbeer (Hrl. Kathinka Heinesetter.) 7) Aus Lohengrin von R. Wagner: der heilige Graal, Männerzene und Brautzug, Hochzeitsmusik und Brautlied.

Wir sehen, daß Beethoven, Meyerbeer, Mendelssohn, Schumann, Berlioz, Liszt, Wagner, die Repräsentanten der neuesten deutschen Kunst, in gewählten und charakteristischen Werken, welche fast sämtlich hier noch neu sind, uns vorgeführt werden. Joachim und v. Bülow sind ganz vorzügliche Repräsentanten der künstlerischen Virtuosität unserer Zeit. Glück eignet sich nicht zu Concertvorträgen, weil sein Schwerpunkt, wie bei Mozart, auf der Bühne ruht. So fehlt nur C. M. v. Weber, von dem wir, statt der Meyerbeer'schen Arie, gern eine Concertarie auf dem Programm gesehen hätten, und der Höhenzug der deutschen Kunstentwicklung, soweit sie in unsere Gegenwart übergreift, ist mit kurzen und scharfen Umrissen vorgezeichnet.

Programme machen ist eine Kunst, namentlich wenn sie einem so gemischten Publikum gegenüber treten müssen, welches theils mangelndes Verständniß, theils mangelnden Willen befürchten läßt, und nur zum kleinsten Theil genügend vorbereitet sein kann.

Recht anererkennungswerth nach ihrer Intention ist daher eine Reihe von Artikeln „über die neuesten Richtungen der Tonkunst,“ welche die Karlsruher Zeitung in Nr. 228 ihres Feuilletons mit richtigem Gesühle begonnen hat, um zum Verständniß der Concerte nach Kräften beizutragen. Wir kommen auf diese Artikel später zurück, sobald ein Abschluß vorliegt.

Ein Mehreres wäre für jetzt nicht zu berichten. Der heutige Brief soll auch nur zur Orientirung in den hiesigen Verhältnissen dienen, damit das nächste Mal die Besprechung der Concerte im Detail sogleich beginnen kann. Schließlich sei noch erwähnt, daß von Seiten des Festcomites bedeutende Anstrengungen nach allen Seiten hin gemacht sind, um das Fest zu einem ebenso reichhaltigen als allgemeinen zu machen. Einladungen an Kunstnotabilitäten, an



Berlioz, Meyerbeer, Schumann, u. sind ergangen; das Theater bietet ein musterhaftes Repertoire während der Festwoche und verspricht: Shakespeares Romeo und Julie, Glucks Armide, Freitags Journalisten, Shakespeares Komödie der Irrungen und Schillers Jungfrau von Orleans. Ferner laden die hiesigen Gesellschaften: „Museum“, „Eintracht“ und „Bürgerverein“ sämtliche Festtheilnehmer zu Bällen ein, es finden Festschießen, Volksbelustigungen, u. statt, und ein Feuerwerk und Fackelzug der Bürger unter Mitwirkung des Sängerbundes soll am 6. October das Fest beschließen, welches vier Tage in Anspruch nimmt. Es gäbe also viel zu berichten, wenn man alles berücksichtigen wollte. Doch werden wir, den Grenzen des Blattes entsprechend, wohl nur das Musikalische besonders hervorheben können, wozu der reichhaltigste Stoff geboten ist.

Hoplit.

### Das Weberfest in Cutin.

Am 12. September fand zu Cutin die festliche Enthüllung der Weber-Gedächtnistafel statt. — Es hatten sich von nah und fern dazu die Liedertafeln (aus den holsteinischen Städten, wie aus Hamburg und Lübeck) eingefunden. Die kleine Stadt prangte an diesem Tage im reichsten Festgewande, auf einer großen Wiese, von reizenden Hügeln umgeben, stand die riesige Festhalle, über deren Portal die Inschrift prangte:

„Dem Vaterlande sangst Du Deine Lieder,  
Dir singt Dein Vaterland sie dankend wieder.“

Auf der andern Seite der Wiese, der Festhalle ge-

genüber, war eine Tribüne für 350 Sänger angebracht, mit Kränzen und Symbolen festlich geschmückt. Der Festzug selbst war pompös. Dreißig bis vierzig Liedertafeln mit vorangetragenen Fahnen, der Magistrat und die Schulen der Stadt nebst zwei Musikchören theilnahmen daran. Beim Weberschen Hause angekommen, welches sich in der Lübeckstraße befindet, hielt der Zug, und der Obergerichtsadvocat Völker hielt aus dem Fenster der Stube, in der der große Componist geboren wurde, eine entsprechende Festrede. Es folgte dann der Festgesang, eine Ansprache an die Theilnehmer und ein mächtiges Hoch auf den gefeierten Todten. Ein von den Liedertafeln gegebenes, mit mannichfach abwechselndem Programm ausgestattetes „Concert im Freien“ bildete den Schluß der Feier.

An dem Weberschen Haus befindet sich jetzt die enthüllte Gedächtnistafel. Dieselbe ist von Bronze mit verziertem Rande; darüber das Webersche Familienwappen: ein Mond in goldenem und ein Stern in silbernen Felde, die merkwürdige Devise: Resurgam (Ich stehe wieder auf!) führend. Die Inschrift der Tafel lautet:

In diesem Hause  
ward geboren  
Carl Maria von Weber  
getauft zu Cutin den 20. November 1786.  
gehorden zu Venden den 5. Juni 1825.

Webers Geburtstag konnte angeblich nicht genau ermittelt werden, (wiewohl es in der Lebensgeschichte, die von ihm selbst niedergeschrieben wurde, heißt: Ich bin den 18. December 1786 zu Cutin im Holsteinischen geboren); man zeichnete statt dessen den Taufstag.

D.

### Bücherschau.

**Christian Lammfell.** Roman in fünf Bänden von Karl von Holtei. Breslau, Trewendt und Granier 1853.

Karl von Holtei hat von jeher in der deutschen Literatur den Ruf einer lebenswürdigen „Gemüthlichkeit“ genossen und behauptet. Seine Gedichte, seine dramatischen Arbeiten und seine mannichfachen vermischten Schriften tragen den Stempel dieser Nationaleigenschaft. Nie ist Holtei groß oder blendend erschienen, nie eigentlich „geistreich“, aber

immer ännig, herzlich und warm. Selten haben seine Produktionen etwas Gemachtes, die meisten sind reine Herzensergüsse. Und das gilt wie von den „Blumen auf das Grab seiner Gattin“ (der unvergeßlichen Luise von Holtei geb. Rogge), ebenso von seinen neusten Versuchen im Gebiete des Romans. Seinen „Bagabunden“, die den Verfall der Lesewelt in hohem Grade gewonnen zu haben scheinen, hat Holtei den vorliegenden ausgedehnten „Christian Lammfell“ folgen lassen.

Alle Vorzüge und alle Schwächen der Holtei-



ichen Muse weist auch dieser biographisch gehaltene Roman auf. Die Geschichte, die der Autor in etwas breiter Weise erzählt, indem er seinen Helden von der Wiege bis zum Grabe begleitet, ist keineswegs hervorragend, die Verwickelungen sind nicht besonders spannend und die Abenteuer und Fährlichkeiten, die darin vorkommen, halten sich streng in den Bahnen, welche der Roman zur Zeit der Th. Hellischen Glanzperiode unseres Journals wandelte. Von Ueberstürzung und moderner Hast keine Spur. Für Leser, die unterhalten sein wollen, ohne Lust zu haben in Erase oder Langeweile zu verfallen, ist „Christian Lammfell“ eine höchst geeignete Lektüre. Soltei hat sich in seiner Weise darin aufs Neue bewährt.

N. R.

David. Drama von J. M. Hutterus. Zweite veränderte Auflage. Frier. Druck und Verlag der Ling'schen Buchhandlung. 1853.

Die Montenegroiter. Trauerspiel von J. M. Hutterus. Frier. Carl Troschel. 1853.

Zwei Werke von heterogenem Charakter und fast eben so verschiedenem Werthe, was Stoff und Ausführung betrifft.

Der Kampf der Zeit, — der Wellenschlag der Aufklärung in der jüdischen Religion tritt uns aus dem Drama „David“ entgegen. In diesem Werke ist alles gerundet, alles fließend und würdig. Der Stoff beherrscht die Phantasie des Dichters und läßt ihn das Gesuchte und Affektirte meiden. Woer tiefe Schaiten, noch grüne Lichter führen den epischen Ernst der Dichtung, — er schildert nur das, was das Leben an ergreifenden Situationen in einer Familie darbietet, wo Religionsconflikte herrschen. Wir finden nichts Neues, nichts Großes, aber manches Schöne, was immer gern wieder begrüßt wird. Wahrhaft und nicht in krankhafter Verzerrung wilder Leidenschaftlichkeit steht Jonathan als Vertreter der alten Lehre vor uns. Sein Sohn Ruben ist Anhänger des Neuen — sein Pflegeohn David das Licht der Neuerung — Judith die Tochter in Ächter einfacher Weiblichkeit zwischen ihnen. — Wie vortreflich hält der Dichter die Grenze zwischen der Kindesliebe und der Liebe des Mädchens zu David im ersten Akte, des dritten Aufzuges, wo ihr Vater sie von Davids Abirünnigkeit in Kenntniß setzt und endlich zu der Ueberzeugung gelangt, daß sie zu seinen Lehren neigt: Jonathan spricht lebhaft:

„Jetzt seh' ich's klar, er hat Euch all' umstrickt,  
„Umstrickt mit Höllenbanden, der Verruchte!

Judith.

„Das ist der David nicht, den du geliebt,

„Den du jetzt schwähest mit so hartem Worte,  
„Das ist der David, wie ihn fremde Tücke  
„Mit lügenerischen Farben dir gezeichnet.  
„O daß du schauen könntest in mein Herz!  
„Dort ruht des Freundes Bild so rein, so lauter,  
„Wie in den Tiefen schlummernder Gewässer  
„Der Himmel ruht mit seinen Sternbildern.

Jonathan.

„Was redest du? Hat er sich selbst mir doch  
„Als den Verfasser jener Schrift bekannt,  
„Die wider unsern Glauben sich empört  
„Und ihn zu tilgen trachtet von der Erde!

Judith.

„Nier Geschlecht ist eingeweiht nicht  
„In die Geheimnisse des Glaubens alle,  
„Jedoch den Kern, das Wesen sollt' ich meinen,  
„Das hätte man uns auch nicht vorenthalten.  
„Und wenn ich mir nun überdenke, was  
„Der Rabbi, was der David mich gelehrt,  
„Hast' ich den ganzen Unterschied vielleicht dahin:  
„Es hat der Rabbi Gott mich fürchten mehr  
„Denn lieben, David aber mehr ihn lieben  
„Denn fürchten mich gelehrt. Und so ist es  
„Mir wohl begegnet, daß, wenn ich zu ihm  
„Mich bittend oder dankend hab' gewendet,  
„Daß er, der Ewige, mit deinen Zügen,  
„Mit deinem lieben Anlitz mir erschienen,  
„Und ich, anstatt zu knien vor dem Höchsten,  
„Mich werfen mögen an sein Vaterherz. — — —

Weit weniger glücklich hat der Dichter sein zweites Sujet: die Montenegroiter gewählt. Die alte Geschichte „Blut muß fließen“ wir darin repetirt. Der rohe Heroismus alter Zeiten ist in unser Jahrhundert hineingeschoben. Die Begeisterung des Dichters scheint uns nicht Stich zu halten — er hat zu Gewaltmitteln gegriffen, um den glimmenden Docht des Interesses ausflammen zu lassen, allein nach unserm Dafürhalten ganz vergebens! Selbst der Schluß schwärmt vom Tragischen in's Lächerliche. Der Held des Trauerspiels tödtet sein Weib — er muß! Die Ehre zwingt ihn. Er küßt sie, als sie stirbt — stürzt hinaus — kommt alsbald wieder mit einer Wunde, die er sich draußen hat verzeihen lassen und stirbt nun auch.

Warum hat es der Dichter nicht vorgezogen, ihn auf dem Schlachtfelde enden zu lassen, ohne ihn noch einmal auf die Bühne zu bringen? Aesthetisch schöner wäre es jedenfalls. Solche kleine Verstöße entscheiden oft das ganze Schicksal eines Werkes und sollten vom Dichter nie übersehen und gering geachtet werden.

G. F.



## Feuilleton.

## Literatur und Poesie.

**Ein Epos von Otto Roquette.** Otto Roquette, der Dichter von „Waldmeisters Brautsahrt“ und dem „Tag von St. Jacob,“ hat ein neues episches Gedicht unter dem Titel: „Herr Heinrich“ vollendet, das in kurzem im Verlage der Gottaschen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen erscheinen soll. Den historischen Hintergrund des als sehr anmuthig und frisch geschilderten Poems bildet die Lebensgeschichte des ersten Kaisers aus dem sächsischen Stamme, Heinrich der Finkler.

**Der Roman eines Schauspielers.** Von dem Schauspieler Oswald Fiedemann (der schon früher, wenn wir nicht ganz irren, ein dramatisches Gedicht: „die Töchter der Sterne“ erschienen ließ), wird im Verlage von Otto Wigand unter dem Titel „Ein Jeuit“ ein Roman angekündigt. Man muß gestehen, daß dieser Titel etwas vormärzlich schmeckt und an und für sich dem Romane keine Leser erwerben dürfte.

## Musik und Theater.

**Das Musikfest in Carlsruhe und die Berichterstatter.** Der größte Theil unserer Zeitungsfeuilletons und eine gute Anzahl kleiner Journale bringen über den Erfolg des Musikfestes in Carlsruhe die ungünstigsten Berichte. Man scheint gesüßentlich das Ganze als verunglückt und mißlungen darzustellen, wobei es denn natürlich nicht an Ausfällen auf Wagner, Liszt und Berlioz fehlt. Da wir der „Neuen Zeitschrift für Musik“ an Ort und Stelle geschriebene Referate entnehmen und schon in dieser Nummer damit beginnen, halten wir Wiederlegungen für unnütz. Wir begnügen uns mit der einfachen Anzeige der vorstehenden Thatsache, welche ein neues Schlaglicht auf das Treiben einer gewissen Journalistik und gewisser Berichterstatter wirft.

## Correspondenz.

○ Leipziger Wochenchronik.

(Den 12. October.)

Außer einer Reprise des „Tannhäuser“ bot das Repertoire in den letzten Tagen gar nichts. Nestroys Poße: „Zu ebener Erde und im ersten Stock“ ist auf demselben wieder einmal erschienen und, so viel wir wissen, beifällig aufgenommen worden.

Das zweite Abonnementconcert im Saale des Gewandhauses fand Sonntag den 9. October statt. Mendelssohns Overture zum Sommernachtsraum und Schumanns große (Es-Dur) Symphonie bildeten die Instrumentalwerke, welche zur Aufführung gelangten. Jenny Ney entzückte durch Vortrag einer Stradellaischen Kirchenarie, einer Arie aus „Faust“ von Spohr und zweier Lieder Franz Schuberts; Concertmeister Raymond Dreyfsock spielte das A-Dur Concert von Molique und „Romance“ von Beethoven. Die Abonnementconcerte des Musikvereins Ceterpe haben noch nicht begonnen. — Von sonstigen musikalischen Genüssen steht uns ein Concert Hector Berlioz's jedenfalls in den Räumen des Stadttheaters bevor.

Vor einigen Tagen wurde die Ankündigung zu dem Concerte eines Wiener Pianisten Franz Tippmann angeschlagen, welches im Saale der Buchhändlerbörse stattfinden sollte und stattgefunden hat. Man berichtet über dies Curiosum in der Musikgeschichte Leipzigs unterm 10. October folgendermaßen: „Zu einem in jeder Beziehung verunglückten Versuche gestaltete sich die Matinée, die der Pianist Franz Tippmann aus Wien am gestrigen Morgen in dem kleinen Saale der Buchhändlerbörse unternommen hatte. — Schon der Umstand, daß am Abend desselben Tages das zweite Gewandhausconcert unter der Regide berühmter Künstlernamen bevorstand, dürfte einem materiellen Erfolge zuwider sein. Und dies bewies auch die Anwesenheit oder vielmehr die Abwesenheit des Publikums. Einem künstlerischen Erfolge war der Concertgeber leider selbst zuwider. Schon sein Programm dürfte Mißtrauen erregen: eine Zusammenstellung der modernen Saloncomponisten von Van bis Verfab, darunter als einzige classische Nummer ein arrangirtes Orchesterwerk, das Menuett aus Mozarts Es-Dur Symphonie, das der Concertgeber, den wahrscheinlich ein geographischer Irrthum hierher verschlagen, mit Ausbietung sämtlicher Pedalkräfte und, wie bei den übrigen Nummern, die wir hörten, mit der etwaigen Fertigkeit eines angebenden Conservatoristen vortrug. Der Ausfüller der zwei angekündigten Gesangsstücke war, einem on dit zufolge, heißer geworden, — es blieb uns, da das Programm in dieser Beziehung eine hartnäckige Verschwiegenheit behauptete, unbekannt, ob wir von ihm etwas zu fürchten oder zu hoffen hatten. Glücklicherweise wurde niemand dupirt, als einige beklagenswerthe Freibillers.“ —

Redaction, Druck und Verlag von Friedrich Rüdmann.

In Commission von Bruno Hünze in Leipzig.